

EMMA WILDES
Zeit der Verführung

Buch

Lady Elena Morrow kann sich absolut nicht erklären, warum sie eines Tages neben einem halb nackten Mann in einem Bett erwacht, und viel weniger, wie sie dorthin gekommen ist. Wurde sie vielleicht entführt, wenn ja, warum? Noch dazu ist ihr dieser Mann keineswegs fremd: Es handelt sich um Lord Andrews, berüchtigt als Frauenheld – und überaus attraktiv. Allmählich entsteht eine Freundschaft zwischen den beiden, aus der eine immer größer werdende Leidenschaft emporwächst.

Um der jungen Lady zu Hilfe zu eilen, ruft ihre Familie den berühmten, jedoch nicht weniger berüchtigten Detektiv Benjamin Wallace auf den Plan. Ihm bleibt gar nichts anderes übrig, als sich auf die Suche nach der Verschwundenen zu machen, da Lady Elena die Cousine seiner Frau Alicia ist. Und auch die hält ihn kräftig auf Trab: Denn während seine heißblütige Frau ihn am liebsten ans Bett fesseln würde, stellt Benjamin erste Nachforschungen an, die ihn allerdings vor ein immer größer werdendes Rätsel stellen.

Autorin

Emma Wildes ist in Minnesota geboren, in New Mexico aufgewachsen und lebt heute im Mittleren Westen. Sie hat an der Illinois State University Geologie studiert. Mit ihrem Mann Chris, den sie während ihrer Studienzeit kennenlernte, hat sie drei Kinder. An warmen Sommertagen trinkt sie gerne ein Glas Wein an dem See, der sich in der Nähe ihres Hauses befindet. Am liebsten allerdings sitzt sie in ihrem Arbeitszimmer und schreibt Romane.

Von Emma Wildes außerdem bei Blanvalet lieferbar

Eine heißblütige Lady (37779)

Verlockung der Leidenschaft (37972)

Eine skandalöse Lady (37973)

Ein unwiderstehliches Angebot (37974)

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

Emma Wildes

Zeit der Verführung

Roman

Deutsch
von Juliane Korelski

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Ruined by Moonlight« bei Signet Eclipse, New York.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2015 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Katherine Smith
Published in agreement with the author, c/o Baror International,
Inc., Armonk, New York, USA.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung eines Motivs von Chris Coccozza

Redaktion: Ulrike Nikel

ue · Herstellung: cb

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38388-7

www.blanvalet.de

Jeffery Dikis und seiner
wunderbaren Frau gewidmet

Kapitel 1

Das Erste, was sie wahrnahm, waren funkelnde Farben: Saphirblau, Rubinrot, Topasgold ...

Als Lady Elena Morrow die Augen öffnete, unterdrückte sie ein leises Stöhnen. Ihr Kopf schmerzte, der Mund war trocken. Und sie kam zu der überraschenden Erkenntnis, dass sie absolut keine Ahnung hatte, wo sie sich befand.

Wände aus rohem Stein ragten rings um sie auf, und das spärliche Licht fiel durch ein Fenster mit Bleiverglasung herein, das in eine bogenförmige Nische eingelassen war, sich allerdings hoch oben unter der Decke befand. Sie lag auf einem Bett unter einer leichten Tagesdecke und fröstelte ein wenig in ihrem hauchdünnen, mit Spitze besetzten Unterhemd. Sonst trug sie nichts.

In einem Anflug von Panik fuhr sie hoch, was sich jedoch schnell als Fehler herausstellte. Sofort drehte sich nämlich der Raum um sie, und eine heftige Übelkeit drohte sie zu übermannen, sodass sie es vorzog, die Augen wieder zu schließen. Angestrengt überlegte sie, wie sie in diesen merkwürdigen Raum gelangt war. Mit einer Hand stützte sie sich auf der weichen Matratze ab, schob sich die Haare aus dem Gesicht und atmete tief durch.

Denk nach!

Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war das Theater. Sie hatte mit ihren Eltern ein Stück gesehen, in dem auch gesungen wurde. Vage meinte sie die Musik noch zu hören, sah

verschwommen festlich gekleidete Menschen vor ihrem inneren Auge. Sie selbst hatte ein neues Kleid aus aquamarinblauer Seide getragen, das jetzt verschwunden war. Vorsichtig öffnete sie ein zweites Mal die Lider und unterzog die fremde Umgebung einer eingehenden Betrachtung.

In diesem Augenblick erst bemerkte sie, dass sie nicht allein war.

Dass sie diesen Umstand, die Anwesenheit der anderen Person, bisher hatte ignorieren können, entsetzte sie. Offensichtlich war sie wirklich nicht ganz bei sich. Oder halluzinierte sie etwa, fragte sie sich, während sie einen neuerlichen Blick zur anderen Seite des Bettes riskierte.

Der Mann, der dort ausgestreckt lag, war halb nackt. Er trug lediglich eine Reithose aus Rehleder, sonst nichts.

Ein schockierendes Bild.

Elena blinzelte konsterniert, ehe sie genauer hinschaute. Auf die muskulösen Konturen der nackten Schultern und den flachen Bauch und schließlich auf das Gesicht, das sie einer eingehenderen Musterung unterzog. Sie sah glänzende dunkle Haare, die sich zerzaust vom weißen Leinen des Kissens abhoben, ein klares, männliches Profil mit einer geraden Nase, hohen Wangenknochen, ebenholzschwarzen Brauen und einem im Schlaf leicht geöffneten Mund. Der Körper des Fremden wirkte völlig entspannt und nahm einen Gutteil des Lagers ein, das sie mit ihm teilte.

Erst jetzt wurde ihr in vollem Ausmaß bewusst, in welcher unsäglichen und kompromittierende Situation sie hineingeraten war. Voller Panik kroch sie von ihm weg. Ihre Verwirrung wuchs. Sie war an einem merkwürdigen Ort und lag, was noch schlimmer war, mit einem ihr unbekanntem Mann gemeinsam in einem Bett.

Himmel, was hatte das zu bedeuten?

Oder war er ihr am Ende gar nicht fremd?

Elena versuchte ruhig zu bleiben und nachzudenken. Betrachtete den Schläfer aufs Neue, diesmal aber genauer, und erkannte in ihm schließlich den ebenso berüchtigten wie attraktiven Randolph Raine, seines Zeichens Viscount Andrews. Allerdings wäre es übertrieben zu behaupten, sie würde ihn wirklich kennen. Er hatte nicht einmal darum gebeten, ihr zu Beginn dieser Saison vorgestellt zu werden. Zum Glück, weil ihre Mutter sonst auf der Stelle in Ohnmacht gefallen wäre.

Dennoch wusste sie natürlich, wer er war – das blieb nicht aus in den tonangebenden gesellschaftlichen Kreisen, in denen sie beide verkehrten. Überhaupt war es schlicht unmöglich, über ihn nicht Bescheid zu wissen. Sein Ruf war skandalös, schlimmer als die Sünde selbst, und sein Name stand für Verführung und verbotenes Vergnügen.

Was aber tat er halb nackt im selben Bett wie sie?

In diesem Moment rührte sich der schlecht beleumdete Mann. Es war, als habe ihn ihr entsetzter Blick aus seinem tiefen Schlummer geholt. Er atmete geräuschvoll ein, ehe er den Arm über den Kopf warf. Selbst in dieser ruhenden Position umgab ihn eine Aura lockender Gefährlichkeit, die von den markanten Gesichtszügen und den rabenschwarzen Haaren unterstrichen wurde.

Richtig, darauf spielte doch sein Spitzname an.

Nicht dass ihre Mutter oder ihre Tanten Lord Andrews in ihrer Gegenwart je erwähnt hätten, aber hinter vorgehaltener Hand wurde in den Ballsälen so manches getuschelt, und das eine oder andere kam auch ihr zu Ohren. Den »Raben« nannte man ihn. Selbst in den Gesellschaftsspalten der

Zeitungen konnte man das nachlesen. Ein aufregender und amüsanter Spitzname. Im Moment jedoch konnte sie nur an den schlechten Ruf denken, der ihm vorauseilte.

Was sollte sie tun, wenn er die Augen öffnete und ganz erwachte? Bestimmt dauerte das nicht mehr lange, und dann begannen die Peinlichkeiten erst richtig. Nach wie vor war ihr völlig schleierhaft, was sie in diesem Zimmer und in diesem Bett tat. Dafür wurde sie sich plötzlich der Tatsache bewusst, wie durchscheinend das Hemdchen war, das sie trug. Hastig blickte sie sich in dem kleinen Raum um, ohne etwas zu erspähen, womit sie auf die Schnelle ihre Blöße verhüllen konnte. Die Bettdecke wäre eine Möglichkeit, wenn er nicht darauf liegen würde. Und in Anbetracht von Größe und Gewicht seines muskulösen Körpers bezweifelte sie, dass sie ihn auch nur einen Zentimeter wegzuschieben vermochte.

Wo war sie bloß, fragte sie sich erneut und suchte nach irgendwelchen Anhaltspunkten, die ihr eine Erklärung lieferten. Nichts half ihr weiter. Da war das Bett mit geschnitzten Pfosten und Kopfteil als einzig markantes Möbelstück, daneben ein Tischchen, auf dem eine Karaffe, zwei Gläser und eine Lampe standen. Außerdem gab es in einer Ecke noch einen Wandschirm für den Fall, dass man ein dringendes Bedürfnis verspürte.

Wo aber waren ihre Sachen? Eine Frage, die immer drängender wurde, je wacher der Mann neben ihr wurde. Wenn er sie so sah ...

Tatsächlich öffneten sich jetzt seine Augen unter dem dichten Vorhang seiner Wimpern. Er starrte einen Moment lang auf das bleiverglaste Fenster, bis sein Blick den ganzen Raum erfasste. Und sie, die neben ihm auf dem Bett kniete.

»Was zum Teufel ist hier los?«, murmelte er.

Da sie selbst erst vor wenigen Minuten ähnlich reagiert hatte, empfand sie einerseits eine ungewohnte Erleichterung darüber, dass er ebenfalls keine Ahnung zu haben schien, andererseits irritierte sie diese Tatsache noch mehr.

Mit einer geschmeidigen, kraftvollen Bewegung richtete Andrews sich auf und stützte sich auf einen Ellbogen.

»Was soll das? Wer seid Ihr?«, fragte er heiser.

Angesichts der Tatsache, dass sie nicht mehr als ein bisschen dünne Seide am Leibe trug, fand sie es ausgesprochen ungenießbar, so ungeniert von ihm gemustert zu werden. Eine Welle der Scham überrollte sie.

»Ich verstehe absolut nicht, was Eure Frage soll«, erwiderte sie scharf. »Mich interessiert vielmehr, wie ich hierhergekommen bin.«

»Wie *Ihr* in diesen Raum gekommen seid? Woher soll ich das wissen? Ich habe Euch noch nie gesehen, und das alles ist für mich ein Rätsel.«

Er setzte sich auf und fuhr mit der Hand durch das volle Haar. Seine Augen waren von einem tiefen Dunkelblau, das fast schwarz wirkte, und auf seine leicht bronzefarbene Haut zauberten die durch das bunte Fenster eindringenden Sonnenstrahlen farbige Lichtreflexe. Plötzlich kniff er die Augen zusammen.

»Einen Moment mal. Ich weiß, wer Ihr seid. Whitbridges Tochter, richtig?«

Seine ehrliche Verwirrung verblüffte sie noch mehr. Er wirkte dadurch irgendwie ... unschuldig. Ein besserer Ausdruck fiel ihr nicht ein. Merkwürdig, dachte sie. Beide schienen sie keinerlei Erinnerungen zu haben, wie sie an diesen Ort gekommen waren. Und dann noch gemeinsam! Was mochte bloß gestern Abend passiert sein.

Elena nickte. Ihre Lippen zitterten, und bei der Erwähnung ihres Vaters musste sie unwillkürlich daran denken, dass er und ihre Mutter außer sich vor Sorge sein würden. Wie lange war sie wohl schon hier?

»Ja. Lord Whitbridge ist mein Vater.«

Ihr Begleiter fluchte. Ganz leise nur, aber es reichte, um zumindest den Sinn seiner Worte zu verstehen. Erneut sah er sich im Raum um.

»Ich erinnere mich an nichts. Ich kann an einer Hand abzählen, wie oft ich in meinem Leben dermaßen betrunken war, dass ein ganzer Abend aus meinem Gedächtnis gelöscht wurde. Und das ist Jahrzehnte her. Außerdem bezweifle ich, dass ich es vergessen würde, wenn ich mit Euch ins Bett gegangen wäre«, fügte er mit einem maliziösen Lächeln hinzu. »Ich war also nicht betrunken, doch wie zur Hölle bin ich hierhergekommen?«

Die junge Frau in diesem entzückend leicht bekleideten Zustand hatte bei seinen Worten rosige Wangen bekommen und blickte zu ihm auf, als sei er der Teufel persönlich und als würden lediglich ein Huf und eine gespaltene Zunge fehlen, um das Bild zu komplettieren.

Und wenn er ehrlich darüber nachdachte, war er das vielleicht sogar.

Schließlich ließ sich nicht von der Hand weisen, dass er unter normalen Umständen einer jungen, unverheirateten und noch dazu wunderschönen Frau gegenüber anders begegnet wäre. Nämlich exakt so, wie man es von ihm erwartete. Wenngleich jungfräuliche Mädchen nicht gerade zu den bevorzugten Objekten seiner Begierde zählten. Außerdem befanden sie sich in einem Raum, den er nicht kannte, und

er hatte auch nicht die geringste Ahnung, wie er in diese verzwickte Lage geraten war. Und insofern fühlte er sich zur Abwechslung mal ziemlich unschuldig.

Einen gewissen Mangel an Umgangsformen und eine grobe Ausdrucksweise musste ihm die junge Dame angesichts der seltsamen Umstände schon nachsehen, fand er.

Die Tochter des Earls of Whitbridge also.

Sie hatte wunderschöne goldblonde Haare und blickte ihn aus riesigen blauen Augen an. Die blassen Rundungen ihrer festen Brüste waren unter dem Spitzenbesatz ihres Unterhemds zu erahnen, und ihre vollen rosigen Lippen stellten eine einzige Verlockung dar. Er hatte sie bisher bei Gesellschaften und Empfängen nur flüchtig wahrgenommen, doch aus der Nähe betrachtet war ihre Schönheit wirklich umwerfend. Nicht umsonst schwärmte die Londoner Herrenwelt von ihr.

»Ihr ... Ihr habt doch nicht ...«, stammelte sie, und eine heftige Röte stieg ihr in die Wangen. »Wir haben hoffentlich nicht ..., wir können nicht ...«

Zum Glück sprach er nicht laut aus, was er dachte. So redete man in der Hafengegend, aber nicht in den Salons. Er musste es ja nicht gleich übertreiben mit der saloppen Wortwahl und sich derart vulgär ausdrücken.

»Wie ich schon sagte«, unterbrach er sie gereizt. »Ich selbst bin mehr als irritiert, mich hier wiederzufinden.«

Sie schien dankbar, dass er ihr die Peinlichkeit ersparte, etwas auszusprechen, das ihr bereits in der Vorstellung Unbehagen bereitete. Vermutlich wusste sie nicht einmal genau, von was sie redete. Er hingegen sehr wohl. Doch trotz seiner Freizügigkeit in sexuellen Dingen konnte er von sich behaupten, sich stets an seine Gespielinnen zu erinnern.

»Allerdings müsst Ihr zugeben, dass man zu gewissen Schlüssen kommen könnte, wenn man uns so sähe«, ergriff er wieder das Wort. »Zumal mit dieser ausgesprochen spärlichen Bekleidung ...«

In der Tat warf diese Situation selbst für einen so erfahrenen Gentleman wie ihn viele Fragen auf. Warum war er hier? Warum lag er neben der hübschen Tochter eines einflussreichen Mannes im Bett – einer blutjungen Frau, die er so gut wie gar nicht kannte? Steckte möglicherweise ein Komplott dahinter?

Da Randolph Raine ein vermögender Mann war, bestand seine erste Reaktion auf diese recht kompromittierende Situation in einem gesunden Misstrauen. Obwohl er keinerlei Gerüchte über irgendwelche finanziellen Schwierigkeiten von Lord Whitbridge gehört hatte, war er auf der Hut.

Immerhin gab es viele junge Ladys im heiratsfähigen Alter, die auf der Suche nach einem adligen Ehemann vor fast nichts zurückschreckten. Mit dem Segen der Eltern. Ein Grund, dass er sich von diesen Kreisen eher fernhielt. Zudem war er mit knapp dreißig noch nicht daran interessiert, sich in die Einschränkungen zu fügen, die eine Ehe zwangsläufig mit sich brachte. Und wenn er irgendwann, um seiner Pflicht nachzukommen, eine Frau suchen und einen Erben zeugen musste, dann wollte er die Entscheidung wenigstens aus freien Stücken treffen.

»Falls das hier ein Trick sein soll, werdet Ihr Euch wünschen, es nicht versucht zu haben«, sagte er barsch und kniff die Lippen zusammen. Er merkte selbst, wie unhöflich er schon wieder klang, doch sein dröhnender Kopf hinderte ihn daran, klar zu denken. »Ich lasse mich nicht erpressen«, fügte er noch hinzu.

Sie schaute ihn verwundert an. Und fassungslos, als habe er den Verstand verloren. Angesichts der Umstände gar nicht mal zu Unrecht, kam ihm in den Sinn.

»Ich werde Euch nicht heiraten«, setzte er noch eins drauf, als sie weiter schwieg.

In jeder anderen Situation hätte er ihren entsetzten Gesichtsausdruck amüsant gefunden, nicht so in dieser. Jetzt war er bloß froh, dass das Mädchen endlich den Mund aufmachte.

»Ich ... Ihr könnt nicht glauben, ich hätte ... Das wollt Ihr mir unterstellen?«, stammelte Elena.

Fragend hob er die Augenbrauen.

Als sie seinen herablassenden Gesichtsausdruck sah, stieg Zornesröte in ihre Wangen, und sie rang sichtlich um Fassung.

»Mylord, Euer legendärer Charme scheint Euch eindeutig abhandengekommen zu sein. Ich hoffe, Euer Selbstwertgefühl nicht zu verletzen – aber ich kann Euch versichern, dass *Ihr* meinen Vorstellungen von einem Ehemann nicht im Geringsten entspricht. Euch möchte ich nicht einmal auf einem Silberteller präsentiert bekommen«, erklärte sie voller Verachtung.

Wenn sie ihm etwas vorspielte, machte sie ihre Sache sehr gut. Er ließ sich einen Moment Zeit mit der Antwort und entspannte sich etwas. Offenbar meinte sie ihre Worte wirklich ernst. Im Übrigen dürfte sie es bei ihrer Schönheit weiß Gott nicht nötig haben, bei der Suche nach einem Ehemann zu derart drastischen Maßnahmen zu greifen.

»Es ist schon häufig genug vorgekommen«, sagte er eine Spur freundlicher, »dass ein Mann in eine kompromittierende Situation gebracht wurde, um ihn anschließend bei seiner Ehre zu packen und ihn zu einer Heirat zu zwingen.«

»Wenn ich das richtig sehe, scheint Ihr von Ehrgefühl indes nicht gerade viel zu halten.«

Da lag sie falsch. Er gab sich nur mit Frauen ab, die genauso ungebunden und freizügig waren wie er. Die wussten, worauf sie sich einließen. Dennoch war er sich der Tatsache bewusst, dass ihm ein ganz anderer Ruf vorauseilte.

»Ihr kennt mich nicht«, erwiderte er knapp.

»Und ich wünschte, das wäre immer noch der Fall«, gab sie giftig zurück.

Zerknirscht musste er sich eingestehen, dass sie alles Recht der Welt hatte, ihn zu maßregeln. Inzwischen war er nämlich zu der Einschätzung gelangt, dass sie keinerlei Schuld an ihrer kompromittierenden Lage trug. Bloß, wer dann?

Es war sein Fehler, immer und überall nur Verrat und Hinterlist zu wittern. Unschöne Erfahrungen in seiner Jugend hatten ihn geprägt. Die Freundin seiner Tante hatte ihn das erste Mal verführt. Eine Countess, die sich einen Spaß daraus machte, ihren um einiges älteren Ehemann zu betrügen. Durch diese Geschichte war ihm ein Licht aufgegangen, wie wenig in den hochwohlgeborenen Kreisen Anstand und Treue zählten.

Außerdem ließ die Erfahrung ihn zum Zyniker werden und zum Feind der Institution Ehe, die er seitdem lediglich als notwendiges Übel betrachtete. Seit damals hing er der Überzeugung an, dass die Menschen nicht geschaffen seien, ein Leben lang in Treue und Liebe zusammenzubleiben. Meist war eine Ehe ein Arrangement, ein Handel. Bei seinen Eltern allerdings war es anders gewesen, und so dachte er bisweilen im Geheimen, es müsse auch für ihn mehr geben, doch dann verdrängte er solche sentimentalen Anwendungen schnell wieder.

Andrews schwang die Beine über die Bettkante und stand auf. Verdammt, wo waren bloß seine anderen Kleidungsstücke und die Stiefel? Dass sie fehlten, bestätigte ihm einmal mehr, dass er keine stürmische Liebesnacht hinter sich hatte. Seiner Erfahrung nach – und in dieser Hinsicht verfügte er über einen reichen Schatz – neigte man in der Hitze der Leidenschaft dazu, sich der überflüssigen Kleidungsstücke rasch zu entledigen und sie irgendwohin zu werfen, sodass man sie anschließend überall auf dem Boden oder auf Möbeln verstreut wiederfand. Hier dagegen war nichts dergleichen zu sehen.

»Nachdem wir also geklärt haben, dass keiner von uns hier sein will, bleibt nur eine Frage, *warum* wir hier sind? Woran könnt Ihr Euch erinnern?«

»Daran, dass ich im Theater war ...«

Sie unterbrach sich, hob zitternd die Hand und strich die glänzenden blonden Haare zurück, die im Sonnenlicht golden funkelten. Er rechnete es ihr hoch an, dass sie nicht hysterisch reagierte, wie es die meisten jungen Mädchen in dieser Situation getan hätten. Stattdessen richtete sie ihren Blick konzentriert auf einen Punkt an der Decke und dachte offenbar angestrengt nach.

»Ja, und nach der Vorstellung holte ich meine Garderobe ab, ging nach draußen und wollte zur Kutsche meines Vaters«, sagte sie langsam. »Was dann passierte, keine Ahnung.«

Und seine letzte Erinnerung, ehe er aufwachte? Er vermochte es nicht zu sagen. Nachdenklich rieb er sein Kinn.

»Warten Sie ... Ich verließ meinen Club, wo ich mich mit Freunden zum Abendessen und dem einen oder anderen Whisky getroffen hatte. Aber ich war wie gesagt keineswegs so alkoholisiert, dass ich alles vergessen hätte. Trotzdem lässt

nich mein Gedächtnis von dem Moment an, als ich aus der Tür auf die Straße trat, im Stich.«

Der runde Raum, in dem sie aufgewacht waren, lag vermutlich in einem Turm. Dazu passte, dass Wände und Boden aus unbehandeltem Stein bestanden. Andrews ging zur Tür, die wie erwartet verschlossen war. Vergeblich stemmte er sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen, doch das massive Holz gab keinen Deut nach.

Als er sich wieder zu seiner hübschen Begleiterin umdrehte, hatte diese die Decke vom Bett genommen und ihren spärlich bekleideten Körper damit eingewickelt. Unter anderen Umständen würde er Bedauern empfunden haben, ihre körperlichen Reize nicht mehr sehen zu können, jetzt war es ihm egal.

»Verschlossen«, erklärte er überflüssigerweise.

»Warum?«, fragte sie mit hilflosem Gesichtsausdruck.

»Genau das frage ich mich auch.«

Sein Blick fiel auf die Gläser und den Wasserkrug. Zumindest hatten sie fürs Erste genug zu trinken, wenngleich er lieber etwas Stärkeres zu sich nehmen würde. Er goss die Gläser voll und reichte ihr eines. Vermutlich stand sie wie er unter den Nachwirkungen einer Droge, mit der man sie beide betäubt hatte: den scheußlichen Kopfschmerzen, dem ekelhaften Geschmack, dem trockenen Mund.

»Fällt Euch irgendein Grund ein, warum jemand Euch entführen sollte?«, fragte er, nachdem er einen großen Schluck Wasser getrunken hatte.

»Mein Vater ist wohlhabend.«

Das war er ebenfalls, also konnten sie diese Möglichkeit nicht ausschließen. Wobei in seinem Fall niemand ohne seine Unterschrift an Gelder herankam. War da dem Entführer ein

Fehler unterlaufen? Oder steckte etwas anderes hinter dieser Sache? Vermutlich, denn warum sollte jemand, der auf Geld aus war, ihnen die Kleidung wegnehmen?

»Nun, falls es um Geld geht, müssten bald Forderungen gestellt werden«, sagte er mit schwerer Zunge.

Ein scheußliches Zeug hatte man ihnen da verabreicht. Nach wie vor hämmerte es in seinem Kopf, und sein Mund und seine Kehle brannten, so durstig war er.

»Ihr klingt nicht besonders überzeugt, Mylord. Habt Ihr noch eine andere Idee, warum wir sonst hier festgehalten werden? Wenn sie uns etwas antun wollten, hätten sie schon ausreichend Gelegenheit gehabt.«

Er wusste es nicht. Warum sperrte man eine Debütantin, eine Jungfrau, mit einem berüchtigten Schwerenöter ein?

So betrachtet, erschien ihre Situation jedenfalls in einem anderen Licht.

»Es gibt verschiedene Arten, uns Schaden zuzufügen, Lady Elena. Der Unterschied kann sehr subtil sein.«

Sie saß eingehüllt in die Decke auf der Bettkante und schaute ihm so eindringlich in die Augen, dass es ihm fast unangenehm war.

»Bitte entschuldigt, wenn ich so offen spreche, Lord Andrews, doch Ihr habt vermutlich mehr Feinde als ich.«

»Das kann leicht sein«, gab er mit einem Hauch Zynismus in der Stimme zu. »Aber würde man mich dann damit strafen, dass ich mit einer wunderschönen jungen Lady eingesperrt werde?«

Kapitel 2

Tee einzugießen half selbst in schwierigen Situationen, Haltung zu bewahren. Sogar bei unangenehmen Gesprächen. Allerdings hatte es sie einige Mühe gekostet, den Herrn des Hauses zu bewegen, dass er die Zeitung beiseitelegte.

»Darf ich dir nachschenken, Mylord?«

Alicia Wallace, Lady Heathton, hielt ihm eine Tasse aus hauchdünnem Porzellan hin. Ihre Hand war erstaunlich ruhig und zitterte nur für einen winzigen Augenblick.

Der Mann, der ihr gegenüber saß, starrte sie an, als sei sie verrückt geworden.

Vielleicht war sie das ja auch.

Aber *irgendetwas* musste sie einfach tun.

»Das meinst du jetzt nicht ernst«, sagte er sarkastisch und blickte sie ungläubig an.

Obwohl sie sehr wohl wusste, dass sein Kommentar sich auf ihr vorausgegangenes, für ihn unersprißliches Gespräch bezog, tat Alicia so, als meine er ihre Frage, ob sie ihm noch Tee eingießen dürfe.

»Natürlich meine ich das ernst«, erklärte sie leichthin. »Du hast keinen Tee mehr, also habe ich dich gefragt, ob du noch welchen möchtest. Zucker?«

»Nein danke, Ma'am«, gab er unwirsch zurück und nahm ihr die Tasse mit einer so heftigen Bewegung aus der Hand, dass etwas Tee überschwappte und auf dem kostbaren Orientteppich einen Flecken hinterließ.

Sie bemühte sich weiterhin um Haltung. Genau wie zu Anfang dieses Gesprächs, und davon wollte und würde sie sich nicht abbringen lassen. Unter keinen Umständen.

»Also gut. Dann sei bitte so nett und höre dir an, welche Bedingungen ich stelle.«

»Alicia, du kannst keine Forderungen stellen – du bist meine Ehefrau.«

»Ich bin ja so froh, dass du dir dieser Tatsache zumindest bewusst bist.«

Sie lächelte, obwohl ihr ganz und gar nicht danach zumute war. Es war so ungemein schwierig, ihren Ehemann aus der Reserve zu locken, doch es war unerlässlich.

Zwingend notwendig.

Benjamin Wallace, der Earl of Heathton, den alle Welt mit Ausnahme seiner Frau Ben nannte, kniff den Mund zusammen. »Natürlich bin ich mir dessen bewusst. Willst du mit deiner Bemerkung irgendetwas anderes andeuten?«

»Was ist meine Lieblingsfarbe?«

Er schob sich eine Strähne aus der Stirn und sagte verständnislos: »Wie bitte?«

»Beantworte einfach die Frage.«

Sein attraktives Gesicht spiegelte Verwirrung wider. Ein kleiner Fortschritt, wie sie fand, denn normalerweise zeigte er nur wenig Emotionen. Stets wahrte er Haltung, war distanziert und in seine Gedanken vertieft. Dabei konnte er, wie sie zugeben musste, durchaus charmant sein. Sofern er wollte. Und das kam leider viel zu selten vor. Nicht unbedingt, weil er von Natur aus kalt und leidenschaftslos war. Nein, es lag vermutlich eher daran, dass er nicht das Bedürfnis verspürte, seine Gefühle mit ihr zu teilen.

Oder sein Leben.

Und das musste sich schleunigst ändern. Sie war es nämlich leid, Tage, Monate und irgendwann Jahre mit einem Fremden an ihrer Seite zu verbringen.

Nachdem sie bereits alles Mögliche ausprobiert hatte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, war sie zu dem wenig verlockenden Schluss gekommen, dass sie darüber reden mussten, so schwer es auch sein mochte. Seit sechs Monaten waren sie mittlerweile verheiratet, und sie kannte ihn kaum besser als am Tag ihrer Hochzeit. Letztlich war er nach wie vor ein Fremder für sie.

Vielleicht mochte er es ja so.

Sie allerdings nicht.

»Ich muss zugeben, dass ich nicht die geringste Ahnung habe, was deine Lieblingsfarbe sein könnte.« Heathton lehnte sich mit einem ironischen Lächeln zurück. »Ich glaube, Männer denken über solche Fragen einfach nicht nach. Genauso bezweifle ich allerdings, dass du meine Lieblingsfarbe kennst. Also ...«

»Dunkelgrün«, unterbrach sie ihn gelassen. »Du trägst am liebsten dunkelgrüne Westen und hast die Farbe für deinen Rennstall ausgesucht. Sogar deine Bettvorhänge sind dunkelgrün.«

Seine goldbraunen Augen, denen nichts entging, verengten sich. »Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Und wenn ich dir sage, dass deine Schlüsse falsch sind?«

»Dann würdest du lügen. Zwar magst du eine Menge Fehler haben, aber die Unwahrheit sagst du für gewöhnlich nicht.«

Ihre Worte ließen ihn verstummen, und er rang sich widerstrebend ein kleines Lächeln ab. »Nein, da hast du recht. Trotzdem bin ich nicht sicher, ob ich verstehe, was hier überhaupt los ist, Ma'am. Ich hege den Verdacht, du möchtest mir

mitteilen, dass du mich in Zukunft nicht mehr in deinem Bett zu sehen wünschst.«

»Nein, so grundsätzlich würde ich das nicht formulieren«, widersprach sie sanft und hoffte, dass er ihren gequälten Gesichtsausdruck nicht bemerkte. »Ich finde nur, wir sollten vorerst lieber nicht wie Mann und Frau zusammenleben. Nicht solange wir uns nicht nähergekommen sind und uns besser kennen. Betrachte es also nicht als Weigerung, sondern als einen Vorschlag zur Güte.«

»Himmel, Alicia! Wir sind gerade mal seit einem halben Jahr verheiratet.«

»Genau das meine ich.«

Er murmelte etwas, das sie nicht verstand, und vielleicht war das auch besser so. Bestimmt war es nichts Nettes gewesen.

Nachdenklich betrachtete sie ihren Mann, der mit ausgestreckten Beinen in seinem Sessel saß und ein dunkles Jackett, eine gelbbraune Reithose und polierte Stiefel trug. Der Kragen des weißen Hemdes stand offen. In seinen eigenen vier Wänden pflegte er grundsätzlich keine Krawatte umzubinden – Alicia mochte diese lässige Note an ihm. Zusammen mit den leicht zerzaust wirkenden dunkelblonden Haaren, durch die er immer wieder mit den Fingern fuhr, ließ ihn das weniger unnahbar erscheinen. Manchmal war er jedoch so sehr auf der Hut, dass sie nicht wusste, wie sie seinen Schutzwall durchbrechen konnte.

Sie beobachtete ihn aus dem Augenwinkel, musterte die vertrauten Gesichtszüge: das leicht kantige Kinn, die gerade Nase und die faszinierend goldbraunen Augen, die klug und ernsthaft unter perfekt geschwungenen Brauen von der Farbe seiner Haare hervorblickten. Ohne jeden Zweifel ein aus-

gesprochen attraktiver Mann. Und ein begehrter. Als sie seinerzeit von ihm umworben wurde, hatten die meisten jungen Ladys im heiratsfähigen Alter sie glühend um diese Partie beneidet.

Allerdings ließ die Ehe sich eher enttäuschend an. Benjamin Wallace war nämlich zum heftigen Bedauern seiner verliebten jungen Frau alles andere als romantisch veranlagt, und das zerrte gewaltig an ihren Nerven. Dennoch hatte sie bislang ihre Frustrationen heruntergeschluckt und geschwiegen. Tag für Tag gehofft, dass ihr Verhältnis besser würde: enger, intimer, liebevoller und leidenschaftlicher. Aber nichts dergleichen passierte, und wenn sie nicht bald etwas unternahm, würde nie etwas geschehen. Deshalb beschloss sie zu handeln.

Und darum das Ultimatum.

Wenn sie ihm die Angelegenheit weiter überließ, würden sie bis in alle Ewigkeit nebeneinanderher leben, jeder für sich und mit seinen eigenen Interessen beschäftigt. Natürlich war es ein Schritt ins Ungewisse, den sie tat, doch sie musste ihn wagen. Wollte ihn wagen. Und falls sie scheiterte, war nichts verloren. Dann stünden sie eben wieder vor dem gleichen Problem wie jetzt.

»Obwohl ich das alles recht albern finde, sei bitte so gut und führe konkreter aus, was du damit meinst. Was genau erwartest du von mir?«

Allein diese Frage wertete Alicia bereits als kleinen Erfolg, denn früher hätte er solch eine Bitte nie geäußert. Behutsam stellte sie ihre Tasse beiseite.

»Es ist ganz einfach. Ich denke, wenn wir die Nacht zusammen verbringen, sollte es etwas Besonderes sein – etwas, das nicht allein ...«

Als sie verstummte, weil sie nicht wusste, wie sie den Satz vollenden sollte, kam ihr Mann ihr zu Hilfe.

»Du bist mit der Art unserer sexuellen Beziehung nicht zufrieden«, stellte er lakonisch fest.

Ja, genau darum ging es ihr. Trotzdem nickte sie nur und antwortete nicht direkt, denn in seiner Stimme war ein merkwürdiger Unterton zu hören gewesen, der sie zur Vorsicht mahnte.

»Vergiss den Tee – ich brauche einen Brandy.«

Er stand auf und ging mit steifen Schritten quer durch den Salon zu einer Anrichte, griff nach einer Kristallkaraffe und schenkte sich ein Glas von der bernsteinfarbenen Flüssigkeit ein. Blieb mit dem Rücken zu ihr stehen und nahm erst einen ordentlichen Schluck, bevor er sich wieder umdrehte, den Blick direkt und herausfordernd auf sie gerichtet.

»Du weißt, dass du solche Bedingungen nicht einfach stellen darfst. Ich habe eheliche Rechte, die ich jederzeit einfordern kann, und es steht dir nicht zu, dich mir zu verweigern.«

Mochte ja alles sein, dachte Alicia. Allerdings wusste sie, dass er sie niemals zu etwas zwingen würde, und genau das war ihre eigentlich Waffe.

Sie würde sich diese Schwäche zunutze machen.

Und dieses Wissen verlieh ihr Selbstvertrauen.

Wenigstens ein bisschen Macht war ihr damit in einer Welt vergönnt, in der Frauen so wenig zu sagen hatten. Zugleich nahm sie seine despotische Äußerung nicht allzu tragisch, sondern entschuldigte sie damit, dass sie offenbar Benjamins Mannesstolz einen herben Schlag versetzt hatte. Was immerhin ein kleiner Triumph war. Sie vermochte ihn zwar nicht sonderlich gut zu entschlüsseln, aber dass er sich von ihrem

Ansinnen getroffen fühlte, das erkannte sie. Und diesen Vorteil gedachte sie zu nutzen, um ihr Ziel zu erreichen.

»Ich denke, Mylord, wir könnten durchaus zu einer Einigung kommen, ohne zu drastischen Maßnahmen greifen zu müssen«, sagte sie und lächelte schüchtern. »Ich verlange schließlich nicht zu viel. Für den Moment würde ein Spaziergang im Garten mich glücklich machen.«

Jahrelang hatte er im Verborgenen eine wichtige Rolle gespielt und insbesondere während der Kriege gegen Napoleon maßgeblich die Arbeit des britischen Geheimdienstes koordiniert. Mit undurchsichtigen Situationen kannte er sich also bestens aus. Aber in diesem Fall hatte er wirklich und wahrhaftig keine Ahnung, was vor sich ging.

Heathton widerstand dem Impuls, einfach aus dem Zimmer zu stürmen. Das wäre genau der falsche Ansatz, da seine hübsche Frau ihn gerade zur Geisel seines eigenen Verlangens gemacht hatte. Sie drohte damit, ihn aus ihrem Bett zu verbannen. Er war, um es mit den Worten seines Berufsstands zu formulieren, in einen Hinterhalt gelockt worden.

Ausgerechnet er!

Seine Gefühle waren dabei zwiespältiger Natur. Als er mit ihrem Vater den Ehevertrag ausgehandelt hatte, war es ihm wichtig gewesen, eine Ehe führen zu können, die ihm alle Freiheiten ließ. Das hatte er sich gewünscht, seit er über eine Heirat nachdachte. Dass er als Earl irgendwann sein Junggesellendasein der Pflicht opfern musste, stand nicht zur Diskussion. Aber soweit möglich wollte er nur seinen Status ändern, nicht sein Leben. Das sollte so bleiben wie vorher.

Natürlich stand es ihr ebenso frei, in gewissen Grenzen so zu leben, wie sie es wünschte. Sofern sie an seinem Arm zu

gesellschaftlichen Anlässen ging, sich um die Mahlzeiten und die Organisation des Haushalts kümmerte und irgendwann seine Kinder zur Welt brachte. Alles ganz zivilisiert, kontrolliert und wohlgeordnet.

Er hatte allerdings nie damit gerechnet, erpresst zu werden.

Wobei er es höchst beunruhigend fand, dass ein kleiner Teil seiner Persönlichkeit wider Erwarten fasziniert war von diesem plötzlichen Unabhängigkeitsstreben seiner Frau. Alicia war immer recht fügsam gewesen, eine pflichtbewusste Ehefrau, die stets seine Entscheidungen akzeptiert hatte, ohne sie infrage zu stellen.

Das galt auch im Bett. Sie erlaubte ihm, sie zu berühren, wie es ihm gefiel, und verweigerte sich ihm nie, außer sie war, wie man sagte, unpässlich. Und wenn er sie anschließend verließ, um in seinem eigenen Zimmer zu schlafen, wünschte sie ihm stets eine gute Nacht.

Wenn er jedoch ehrlich war, wusste er nie so recht, was er von diesem Gehorsam halten sollte. Irgendwie fand er diese Gefügigkeit unheimlich. Manchmal fragte er sich schon, ob sie seine Aufmerksamkeiten überhaupt genoss. Bloß war es bislang höchstens ein Grund gewesen, sich zu wundern – gestört hatte es ihn nicht. Jetzt war er sich da nicht mehr so sicher, und alles Mögliche ging ihm durch den Kopf, während er sie betrachtete.

Alicia war sehr attraktiv. Natürlich, denn schließlich hatte er sie mit Bedacht ausgewählt, als er den Entschluss zur Heirat fasste. Tatsächlich war sie ihm sofort aufgefallen mit ihrer Anmut, ihrer zarten Weiblichkeit. Heute trug sie ihre glänzenden dunklen Haare, die fast schwarz wirkten und einen interessanten Kontrast zu ihrer hellen Haut bildeten, zu

einem schlichten Knoten im Nacken geschlungen. Die Farbe ihrer Augen erinnerte ihn an ein tiefes Wasser, kobaltblau und geheimnisvoll, und das hellblaue Kleid, das sie an diesem Nachmittag gewählt hatte, bildete eine perfekte Ergänzung. Außerdem betonte es verführerisch die Rundungen, die er erkundete, wenn er sie in ihrem Bett besuchte.

In jenen Nächten, in denen er sich wie ein Eindringling fühlte. Jetzt konnte er sich endlich eingestehen, dass er sich nie eingeladen, sondern bloß geduldet fühlte. Sie schien seine Nähe nicht zu wünschen. Das war immer sein Eindruck gewesen, den er jedoch nie ganz an die Oberfläche seines Bewusstseins hatte dringen lassen.

Vielleicht war sie ja nicht die Einzige, die mit dem aktuellen Arrangement unzufrieden war.

Es war zum Verzweifeln.

»Ein Spaziergang im Garten?« Er räusperte sich, kippte den letzten Schluck Brandy mit einer raschen Bewegung herunter und verschluckte sich um ein Haar. »Ich wüsste nicht, was damit gewonnen ist, aber von mir aus gerne.«

Wie ein Traumbild in himmelblauer Seide erhob sie sich und murmelte: »Ich danke dir.«

Peinlich berührt, dass sie sich für eine solche Kleinigkeit bei ihm bedankte, fragte er sich, ob er sich wirklich ihr gegenüber so gleichgültig verhielt. Es stimmte, dass er die Angewohnheit besaß, die meisten Angelegenheiten sehr verstandesmäßig anzugehen, doch tat er das in seiner Ehe ebenfalls? Von der Wahl seiner Frau einmal abgesehen? Er hatte gedacht, nein. Jetzt wurde er unsicher, ob er nicht zu viel ihr Denken und Handeln analysierte, statt sich mit ihren Gefühlen zu beschäftigen.

Jedenfalls fühlte er sich denkbar unwohl, als er ihr den Arm bot, sie die Hand auf seinen Ärmel legte und schicklich den Kopf senkte. Oder tat sie es, um ihm die verführerische Linie ihres Nackens zu zeigen, die gleichermaßen jugendlich zart und verlockend weiblich war?

Er ging mit ihr durch die große Eingangshalle in das Frühstückszimmer mit den hohen Glastüren, die nach draußen auf die Terrasse führten. Irgendwie kam er sich albern vor, als sie in das nachmittägliche Sonnenlicht traten und die Stufen zum Garten hinunterstiegen. Der Duft ihres Parfums vermischte sich mit dem der Blumen.

»Hast du einen bestimmten Weg im Sinn?«, erkundigte er sich höflich.

»Nach rechts. Ich weiß, das ist nicht besonders originell, aber ich liebe Rosen. Sie sind für mich einfach der Inbegriff von Romantik.«

Das sollte er sich merken. Lieblingsblume: Rose.

Kaum hatte er das gedacht, war die Information bereits in seinem Gehirn gespeichert. Auf Wiedervorlage sozusagen, falls er einmal nach ihrer bevorzugten Blume gefragt wurde. Pech, dass er wirklich keinen Schimmer hatte, welches ihre Lieblingsfarbe war, sonst könnte er ihr einen entsprechenden Rosenstrauß schenken und auf diese Weise verlorenes Terrain zurückgewinnen.

Die Sonne schien warm, der laue Wind war wie eine Liebkosung, und zu seiner eigenen, nicht geringen Überraschung begann er tatsächlich zu überlegen, warum er bislang nie einen Gedanken an den Garten verschwendet, sondern ihn allenfalls vom Fenster seines Arbeitszimmer aus betrachtet hatte.

Er gab sich die Antwort gleich selbst: weil vielbeschäftigte

Gentlemen wie er selten Zeit hatten, die Schönheiten der Natur zu bewundern.

In der Tat saß der Earl of Heathton viele Stunden am Tag in seinem Arbeitszimmer, um Bücher zu sichten, Kontakte zu pflegen und Briefe zu schreiben. Schließlich mussten die ausgedehnten Ländereien verwaltet und das Vermögen vermehrt werden. Solche Dinge gab er nicht gern aus der Hand. Außerdem hatte er einen Sitz im Oberhaus des Parlaments inne, der ihn ebenfalls eine Menge Zeit kostete.

»Ist das nicht ein herrlicher Tag?«, sagte Alicia und unterbrach seine Gedanken.

Er verlangsamte seine Schritte, damit sie besser mithalten konnte. »Da stimme ich dir zu.«

»In meinen Augen ist es wirklich eine Schande, wie achtlos die Menschen durchs Leben hetzen und einen so wunderschönen Nachmittag einfach unbemerkt vorübergehen lassen.« Sie wandte ihr Gesicht dem Himmel zu und lächelte.

Sein Blick hingegen ruhte auf den Rundungen ihrer Brüste, die das Mieder des hochgeschlossenen Kleides ausfüllten, auf dem Schwung ihres schlanken Halses und ihren feucht glänzenden, beinahe pinkfarbenen Lippen.

Er zuckte mit den Schultern. »Verpflichtungen muss man nachkommen, und nicht jeder verzichtet freiwillig auf einen schönen Nachmittag.«

»Ich denke, diese Aussage kann ich bedingt gelten lassen, Mylord.«

»Warum nur habe ich den Eindruck, dass du mir wieder einmal widersprichst, wenngleich du es auf höchst subtile Art tust?«

Ein Lächeln umspielte ihren Mund. »Vielleicht habe ich das ja wirklich getan. Ich finde, jeder muss im Leben Zeit

schaffen für die Dinge, die ihm wichtig sind. Und die meisten tun das auch, obwohl ihre Auffassung, was wichtig ist, in vielen Fällen von der anderer Menschen abweicht. Wir sind eben alle einzigartig – eine Erkenntnis, die niemanden überraschen dürfte.«

»Und was denkst du, was wichtig ist?«

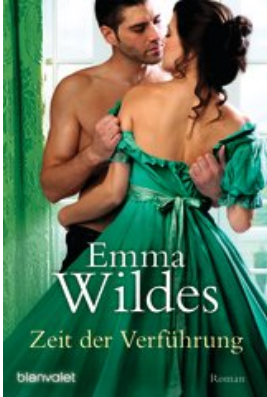
Während sie über die Antwort nachdachte, beobachtete er ihr Profil, das von den Strahlen der schräg stehenden Sonne in ein merkwürdig reizvolles Licht getaucht wurde.

Sie senkte kaum merklich die Lider, ehe sie leise antwortete: »Ich stelle fest, dass ein Großteil meiner Aufmerksamkeit dir gilt, Mylord.«

Heathton schwieg. Verunsichert, betroffen, bewegt? Er wusste es nicht, und erst recht fiel ihm keine Antwort ein. Vielleicht war es ja einfach so, dass ihm als ihrem Ehemann eine zentrale Stellung in ihrem Leben zukam. Was irgendwie nur natürlich wäre. Aber wenn er ehrlich mit sich war, hatte er selbst bislang im Grunde nichts dafür getan. Sie war seine Frau, doch sie verbrachten nicht besonders viel Zeit miteinander. Er reiste regelmäßig nach London, und sie blieb auf dem Land zurück. Im Augenblick war sie lediglich wegen der Saison in die Stadt gekommen. Beschämt musste er sich eingestehen, dass er sie nicht einmal darum gebeten hatte.

Und sie würden künftig noch weniger Zeit miteinander verbringen, sollte sie ihre Drohung wahr machen. Er fragte sich, ob er bereit wäre, Kompromisse einzugehen. Und wenn ja, wie viele. Eigentlich gar keine, denn es widersprach seinem Verständnis von der Ehe, dass ein Mann Zugeständnisse machen musste, um mit seiner Frau zu schlafen.

Nun ja, ein kleiner Spaziergang zählte nicht dazu – damit vergab er sich schließlich nichts.



Emma Wildes

Zeit der Verführung

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38388-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2015

Intensive Gefühle, faszinierende Intrigen, sexy Spannung!

Als Lady Elena Morrow in einem fremden Bett erwacht, weiß sie nicht, wie sie dorthin gekommen ist. Und noch weniger weiß sie, warum der überaus attraktive Lord Andrew halb nackt neben ihr liegt. Schnell stellt sich heraus, dass die beiden entführt wurden, aber warum? Währenddessen ruft Lady Elenas Familie den berühmten, jedoch nicht weniger berüchtigten Benjamin Wallace – einen Freund der Familie – auf den Plan. Obwohl seine heißblütige Frau ihn am liebsten ans Bett fesseln würde, begibt er sich auf die Suche nach der jungen Lady – vorausgesetzt sie will gefunden werden.